Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 40

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645587

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 40 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

2. Oktober 1937

Herbstlied

Von W. Adrian

Das Licht zerrinnt, das Jahr wird alt Und still entschlummert jeder Baum. Was hoch und golden glänzt im Wald, Es sinkt zum Grund, ein bunter Schaum.

Der Anaben Augen staunen groß, Und jedes Apfels Wange glüht, Des Ackers treue Brust liegt bloß Und eine letzte Blume blüht. Ich bin nicht jung und bin nicht alt, Ich schreit und rühr die Erde kaum. Es faßt mich an wie Tod's Gewalt, Und alles Wandern wird ein Traum.

Was stehn wir auf der Erde Kand? Was will das große Himmelswehn? Das heil'ge Laub, schon liegt's im Sand, Gott selber muß zulezt vergehn.

Das Licht zerrinnt, das Jahr wird alt, In Nacht versinken Tier und Baum. Ein weißer Nebel hängt im Wald, Wie Gottes letzer Lebenstraum.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

Was nun wohl das Mädchen damit tat?

Sie ließ ihre Arbeit; fie setzte sich auf den Dengelstein bei der Tür und blätterte; ja es schien sogar, daß sie lese. Sie gab es aber nach einem Weilchen wieder auf, heftete den Blick auf den Namen, erhob sich und legte das Werkchen mit einer sorgfältigen Bewegung, die ihre Achtung für den Fund bewies, auf den Stein. Wenn sie wohl auch nicht Deutsch verstand, hatte sie doch irgend eine Ahnung, daß in dem Buch geistige Werte entbalten seien.

Nun füllte sie ihren Korb vollends mit Heu auf, drängte aber nicht zum Heimwärtsgehen, sondern nahm den Goethe wieder zur Hand, der sie außerordentlich zu fesselnschen, setzte sich damit in die Alpenblumen, betrachtete ihn, legte ihn wieder weg, griff nach einem Handförbchen, das sie bei ihrer Ankunst im Korb getragen hatte, bastelte an einem weißen Tüchsein und langte daraus einen Imbiß, wohl Butterbrot und Obst. Indem sie sich selber die kleine Mahlzeit lässig schmecken ließ, lockte sie den Schnauzer heran, der sich bettelnd auf die Hinterfüße stellte, und fütterte ihn.

"Um Gottes willen, schenkt mir ein wenig von dem Brot!" bätte Heinrich rusen mögen. "Ich habe hundertmal mehr Hunger als Ihr Hund!" Vielleicht hätte er gar nicht rusen können, so würgte ihn der Anblick des Brotes im Schlund. Aus Scham über seine Blöße aber regte er sich nicht. Mädchen und Tier waren mit dem Imbiß zu Ende gefommen. Eine Zeitlang blickte sie sich ruhig in der sonnigen Seelandschaft um. Dann begann sie an der Halbe vor der Hütte Blumen zu suchen, Soldanellen.

Wegen des Kopftuches hatte Heinrich das Gesicht des jungen Wesens noch nie recht sehen können; um so mehr gesielen ihm die Wohlgebautheit der Gestalt und die Anmut ihrer Bewegungen. Das war kein landläusiges Bauernmädchen!

Der Hund, der sich bis dahin in ihrer Nähe gehalten hatte, stöberte irgend einen Bogel auf. Flatternd und ängstlich schreiend, erhob sich die Wachtel oder das Wildhuhn in die Luft; umsonst suchte der aufbellende Schnauzer ihn zu haschen; aber es wurde nun sein Spiel und Vergnügen, daß er überall in Blumen und Gestein nach Vögeln suchte und sie auftrieb, oft ein halbes Duzend auf einmal.

Unterdessen war das Mädchen mit Bumenpflücken zu Ende gekommen, legte den Strauß in das Handförbchen, den gefundenen Goethe daneben, hob ihren wohl ziemlich schweren Tragkorb fräftig und gesenkig auf den Dengelstein, bücke sich, schlüpste in die ledernen Bänder und stieg troß der Last in auferechter Haltung von der Hütte hinab auf den Weg.

Nun hatte Heinrich ihren vollen Anblick. Gott, das ift wohl die schöne Doia, von der Fenner gesprochen hat, schoß es ihm durch den Kopf.

11

Aus dem roten Tuch schaute ein italienisches, seinblühendes Gesicht, strahlten warme, dunkle Augen unter langen Wimpern; dazu besaß sie eine schmale, gerade Nase mit zarten Flügeln und erdbeerrote Lippen. Hatte sie in ihren Bewegungen noch etwas Jungmädchenhaftes, so mochte sie nach einer gewissen Reise des Gesichts doch schon zwanzig sein, vielleicht auch ein oder zwei Jahre darüber.

Nicht Vorfrühling, sondern Frühling, dachte Beinrich und ließ fie mit einem leifen Seufzer vorübergeben.

Da bemerkte er plößlich den Hund in seiner Nähe. Das Tier bellte einem Bussard nach, der sich mit schwerem Flügelsschlag niedrig über den See dahin schwebend der Verfolgung entzog. Nun sah der Schnauzer wohl den Unwert seiner Jagd ein und wollte nach seiner Herrin eilen, die schon etwa hundert Schritte auf dem Wiesenweg gegangen war. Sein Lauf führte ihn an der Felsenplatte vorbei; schon hatte er Heinrich um Leibeslänge hinter sich, da mußte er doch noch die Witterung des reglos Verharrenden besommen haben; er wandte sich, schnupperte — und stand vor dem Liegenden. Einen Augenblick war das Tier über den Anblick eines nackten, fremden Menschen selber fassungslos; dann bellte und heuste er heftig empor, schwerer, nachdrücklicher als vorher beim Vogeltreiben; doch war er verständig genug, den Wehrlosen nicht anzugreisen.

Aus einiger Entfernung blickte sich das Mädchen nach dem Tier um — lockte, schalt es; aber der Hund wich nicht von der Stelle und heulte nur lauter, den Kopf hochgereckt, den Schweif gesenkt, in die Stille der Luft. Noch zögerte die junge Herrin, der Ursache seiner Aufregung nachzugehen; endlich stellte sie den Heuford am Wegrand nieder und kam erst gleichmütig, dann langsamer und vorsichtig spähend gegen den Seerand und versuchte stets noch das Tier durch Zuruse "Bello, mio caro Bello" an sich zu locken. Der Hund aber heulte nur erbärmlicher in die große Stille.

Was sollte nun Heinrich tun, um dem jungen Wesen mit Schicklichkeit zu begegnen?

Er ließ sich von dem warmen Stein in den kalten See zurücksinken, der ihm wieder fast den Atem benahm, hielt sich mit den Händen am Felsen fest und ließ nur Ropf und Schultern aus der Flut ragen.

Da trat das Mädchen auf den Block und faßte das erregte Tier am Halsband, sah aber im Augenblick den Wann im Wasser noch nicht.

"Signorina", fam aus dem See die flehende Stimme Heinrichs.

Sie sah — eine Blutwelle des Schreckens stürzte ihr ins Gesicht — ein erstickter Schrei — sie floh, als hätte sie ein böses Bunder erlebt.

Der Schnauzer aber blieb und bellte auf den Flüchtling los.

In einiger Entfernung stand das Mädchen still, legte die Rechte auf das vor Schrecken pochende Herz, sammelte ihre Gedanken, rief nach den Bauersleuten, mit denen sie gekommen war; als aber jeder antwortende Ruf der nicht mehr Sichtbaren ausblieb, geriet sie rasch auf die Erwägung, daß ein Menschenzleben in Gesahr stehe; mit jugendlicher Tapferkeit gerüstet erzichien sie vor Heinrich, der sich eben wieder ins Wasser siehen. ließ, und streckte ihm die Hand, um ihn aus dem See zu ziehen.

Er aber schüttelte den Kopf; sie merkte, daß er mit bloßem Leib im Wasser hing, erkannte in der Tiefe seinen Kanzen und erriet halb den Vorgang, der sich hier abgespielt hatte.

In seiner abenteuerlichen Lage fand er kein Wort Italienisch, um sich zu verständigen; heiser fragte er: "Sprechen Sie Deutsch?"

"Boco, poco — ein wenig", gab fie verlegen zurüdt.

"Um Gottes willen lassen Sie mich in Ihre Hütte gehen — ich sterbe vor Kälte!" stöhnte er.

Sie sann — sie begriff; in gebrochenem Deutsch fagte sie: "Ich gehe — ich komme wieder."

Als sie ihren Tragforb erreicht hatte, ließ sie einen ermunternden Ruf hören, daß er nun seine Unterkunft suchen möge, und stand, als er, von dem weniger scharf bellenden Hund Bello begleitet, nach der Hürde hinkte, wie eine Bildsäule, das Gesicht gegen das Ende des Sees gewendet.

Es dauerte noch eine geraume Weile, bis sie nach dem im Heu Verkrochenen sehen kam, und sie tat es sehr vorsichtig. Obgleich die Türe des Stadels um eine Spalte offen stand, pochte sie an, und als er Antwort gab, fragte sie: "Sind Sie Signor Lansidel di Tübinga?" Sie sprach seinen Namen wie ein italienisches Wort. "Ich habe gefunden Ihr Buch. — Ihnen wieder geben!" versetzte sie mit tieser, klarer Stimme.

"Ja, Heinrich Landsiedel aus Tübingen", kam es leise aus dem Heu.

Es schien ihr Vertrauen zu wecken, daß er der Besisher des Gedichtbandes war. Sie schloß daraus wohl auf seine Bildung; sie öffnete die Tür etwas mehr, trat auf die Schwelle und sehnte an den Pfosten, so daß ihre stolze Gestalt für Heinrich, der den Kopf aus dem Heundervorreckte, prächtig in die Umrisse trat. Er sah auch, daß an ihrer Hand ein glatter Ring glänzte, sie war also wohl versobt und vielleicht deswegen nicht mehr so scheu wie ein ganz junges Mädchen. Der Reisen überzeugte ihn vollends, daß er die Syndacotochter Doia von Altanca vor sich hatte. Neben ihr saß beruhigt der Schnauzer.

In warmer Neugier versuchte sie halb italienisch, halb deutsch ein Gespräch mit ihm anzufangen, wie er denn in den Ritomsee und in die sonderbare Lage geraten sei.

Indessen war es Heinrich nicht ums Erzählen; vor Hunger und dem Aufenthalt im kalten Wasser des Sees waren seine Kräfte völlig erschöpft.

Er nannte bloß den Namen des Ingenieurs Fenner.

Da wandte sie ihm das Gesicht mit einem Leuchten zu: "Boglio bene a lui ed a sua moglie. E' stato con noi ad Altanca per tre o quattro mesi" 1

Heinrich hatte das Gefühl, der Name Fenner baue wieder eine gute Brücke von ihm zu ihr, in seiner Schwäche entslogen ihm aber die Gedanken, bis an den einen, daß er fürchterlichen Hunger seide. "Um Gottes willen, Fräulein, Brot. — Nur ein wenig Brot."

Die Stimme war ihm am Versagen.

"Brot — pane", rief sie mit Gebärde des Erschreckens und schüttelte traurig den Ropf. "Madonna — ich haben kein Brot — ich und Bello alles Brot geessen; ma ho qui ancora alcuni fichi; aspetti due minuti."² Ein ermunternder Augenschlag begleitete ihr Wort.

Sie lief zu ihrem Korb, kam wieder, trat zu ihm heran und bot ihm mit zierlicher Hand von einer Schnur fünf oder sechs der halb eingetrockneten und platt gedrückten Früchte dar, eine nach der andern. Wohlgefällig sah sie zu, wie köstlich sie ihm mundeten; Heinrich aber kam sich vor wie der junge Rabe, den er in seinen Knabentagen großgefüttert hatte. Um liebsten hätte er seiner Wohltäterin die Finger geküßt; aber das ließ er, schon weil er ihr Zutrauen nicht verscherzen wollte.

"Niente piu",3 versette sie mit lebhaftem Ausdruck des Bedauerns; er aber fühlte sich von der kleinen Labsal wunderbar

¹ Ich mag ihn und feine Frau wohl; fie hielten fich drei oder vier Monate in Altanca auf. — 2 Ich habe noch einige Feigen; warten Sie zwei Minuten. — 3 Nichts mehr.

erquickt; dankte ihr aus vollem Herzen und fand dafür fogar ein vaar italienische Worte, die sichtlich ihre Freude erregten.

"Pover uomo", stieß sie mitleidig hervor und fügte bei, er möge nun Geduld haben; sie werde ins Dorf hinuntersteigen und für ihn Brot und Milch holen. In zwei bis drei Stunden würde sie wieder kommen.

Sie sann dann einige Augenblicke angestrengt vor sich hin. "E i vostri abiti,2 mussen aus See nehmen! — Meine Bater ist aber auf Markt in Bellinzona gangen — dove il mio sidanzato si trastulla, non so",3 lächelte sie traurig.

Im nächsten Augenbick raffte sie sich zusammen. "A rivederci, Signor Lansidel. Ich komme gewiß wieder, tornerd presto",4 und sie bot ihm zum Abschied trostreich die Hand.

"Signorina Doia", stammelte er dankbar.

Sie gab ihm einen mächtig überraschten Blick. Woher wußte der Fremdling ihren Namen?

"L'ingegnere Fenner m'ha parlato di voi, ma solo della vostra bellezza, non già della vostra bontà",5 sagte er.

Sie errötete, lächelte, ging, nickte unter der Tür noch einmal ermunternd zurück und verschwand mit dem Schnauzer, der ruhig geworden war, sobald sich Heinrich ins Heu gelegt hatte.

Ihm war es, er sei durch das Mädchen gerettet wie der kleine Moses im Nil von der schönen Pharaonentochter. Stets noch wiederholen sich im Leben die Märchen! Das überdachte er mit seligem Staunen und mit der Ueberzeugung, daß sein Los nun in guten Händen siege.

Freilich war es auch die höchste Zeit gewesen, daß eine Wendung in seinem Schicksal eingetreten war; sonst hätte er in einem Esend zugrunde gehen müssen, von dem er vorher nichts geahnt hatte; das Heu stach ihn nämlich wie mit tausend Nadelstichen in den bloßen Leib und besonders schmerzshaft in die Schürswunden.

Er hielt es auf seinem Lager nicht aus. Als er wußte, daß Doia außer Sehweite war, tappte er wieder auf den Stein am See hinunter. Dabei bemerkte er, daß sie den Tragkorb an die Hürde hingestellt hatte, um davon unbeschwert schneller gehen zu können. Das liebe, gütige Wesen! Wenn er an sie dachte, lag es wie ein Dankgebet auf seinen Lippen. Durch seine Seele zitterte die Abbitte gegen den Schöpfer, daß er das wunderbarste Geschenk hatte von sich wersen wollen, das urheilige Leben, und ihm war, seine selige Wutter sei ihm wieder nahe.

Und doch, wie dehnten sich die Stunden, bis Doia wieder kam. Sein Magen knurrte.

Endlich, endlich, dort fern am Ende des Sees tauchte fie auf — fie allein!

Run wieder in das stachelige Heu! Hoffentlich nicht lange mehr. Auf dem Weg nach dem Gaden lief er zuerst zu ihrem Korb, nahm den neben den Blumen liegenden Goethe, drückte einen ehrsürchtigen Ruß auf das kleine Buch, das ihn bei seiner Retterin in Ansehen gebracht hatte, las einige Strophen, und die freudige Lebensbejahung seines Dichters hatte ihm noch nie in die Seele gesprochen wie in diesem Augenblick.

Reuntes Rapitel.

Lächelnd erschien Doia unter der Tür.

Sie trug ein bessers Kleid als am Morgen und statt des Luches einen runden hellen Strohhut, von dem zwei Sammetbänder über den Nacken hinunterliesen. Auf der Schwelle stellte sie einen kleinern Tragkorb ab, als denjenigen, den sie am Morgen gebracht hatte, und wischte sich mit einem Tüchlein den Schweiß aus der Stirn. "Non potevo venir prima",1 sagte sie einfach und nahm aus dem Korb mancherlei, namentlich ein von den Schuhen bis zum Hut vollständiges Kleid und legte es hin.

"Ist von mein fidanzato",2 versetze sie; "sein Mutter hat mir gegeben. Er nicht daheim — non è a casa, mir nicht helsen. Ich nicht zufrieden mit ihm. Er immer Fische fangen und Bögel schießen, sempre a caccia."

So plauderte sie. Schatten der Trauer liesen über ihr bewegliches Gesicht; dann erzählte sie Heinrich, daß es sonst nicht ihre Arbeit sei, Heu vom Berg in das Dorf hinunterzutragen. Auch der Bater tue es nicht, da er nicht mehr leicht steigen könne. Nun habe sie schon vor vierzehn Tagen den Berlobten gebeten und vorgestern und gestern wieder, daß er das Heu heimschaffe. Er habe es aber nicht getan; er arbeite nicht gern. Um ihn zu beschämen, sei sie selber am Morgen mit dem Tragforb herausgestiegen, und so habe nicht der Berlobte, wie es eigentlich hätte sein sollen, sondern sie die Entdeckung gemacht, daß am See ein armer Mensch liege.

Etwas überraschend Natürliches und rührend Offenes lag in ihrer Sprache.

"Mehr besser so", sügte sie mit einem nachdenklichen Lächeln bei "Lei si vestira" — ich Ihnen Essen hinstellen." Sie deutete ins Freie, gab ihm einen guten Blick, schritt hinaus, nahm den Korb zur Hand und zog hinter sich die Türe zu.

Nun war Heinrich im Begriff, sich, so gut es ging, wieder in einen Kulturmenschen umzuwandeln. Dabei hatte er Zeit, über das Gespräch Doias nachzudenken und war überzeugt, daß der Berlobte des Mädchens, Grimelli, an den ihn Ingenieur Fenner gewiesen hatte, kein anderer als der junge Mann mit der Kingellocke in der Stirn sei, der mit dem Netz, der Angelrute und der Flinte gestern auf dem Bergweg nach Altanca hinunter an ihm vorbeigegangen war. Warum aber Grimelli die Wünsche seiner Braut nicht ausmerssamer erfüllte, der schönen, siebenswürdigen Doia? — Da erinnerte er sich, daß Fenner mit dem Wirt auf dem Lukmanierhospiz von Zwistigkeiten gesprochen hatte, die wegen des Hotelbaues am See zwischen dem Bater Doias und Grimelli ausgebrochen seien. Hier mochte es stecken!

Nun war er wieder ein Mensch! — Die Reider Grimeslis saßen ihm seidlich; bloß waren alle Stücke merkbar zu kurz, die Schuhe, die von städtischer Feinheit waren, überhaupt zu klein und eng, als daß er sie hätte anziehen können, das Reid für seinen Geschmack zu gress, der rote Schlips namentlich; aber nun er der Nacktheit entronnen war, überkam ihn doch ein tieses Glücksgefühl über die wiedergewonnene Würde.

Wie die Schuhe zu klein, war ihm allerdings der breite, weiche Hut zu groß, er hätte darin den gesamten Kopf verbergen können. Was ihn aber an dem Hut verwunderte, war neben einer Geschäftsmarke der Stadtname "Baden-Baden", der deutlich lesbar im Innern stand. Wie war dieses Stück wohl von dort hinauf in die Berge gekommen?

Wenn er jett einen Spiegel hätte!

Als er ins Freie trat, lachte Doia innig, flatschte in die Hände und rief mutwillig: "Signor Lansidel — mir gefallen gut!" Sie kniete neben einem kleinen Herd, den sie aus herum-liegenden Steinplatten zusammengestellt hatte und wärmte einen stattlichen Topf Milch über dem Feuer, für das sie die Holzspäne mit aus dem Dorf herausgebracht hatte. Nichts, was für die Wiederherstellung des Fremdlings notwendig war, hatte sie vergessen, und auf einer großen Steinplatte war ein geblümtes

¹ Armer Mann. — 2 Ihre Kleider. — 3 Wo sich mein Berslobter herumtreibt, weiß ich nicht. — 4 Auf Wiedersehen; ich komme gewiß wieder. — 5 Ingenieur Fenner hat von Ihrer Schönheit gesprochen, aber nicht von Ihrer Güte.

 ¹ Ich fonnte nicht früher fommen. — ² Verlobten. —
 ³ Immer auf der Jagd. — ⁴ Sie werden sich ankleiden.

Tischtuch ausgebreitet, auf dem Brot, Butter, gedörrtes Fleisch und eine Flasche Rotwein standen.

Bei diesem Anblick meldete sich Heinrichs Hunger mit unerhörter Bucht; der Mund mässerte ihn, daß es ihn schmerzte.

"Brima il latte",1 mahnte das Mädchen, über deren Hanstierungen ein jugendlich leuchtender Eifer lag.

Sie schüttete den Inhalt des Topses in eine Tasse und bot sie ihm mit strahlenden Augen hin. "Jetzt trinken — ma piano, piano!"2

Dann setzten sie sich auf die Steinplatte, auf der die übrigen Borräte standen. "Nich viel essen", beriet sie Heinrich, "mangera piu ad Altanca, meglio cosi!" Und obwohl Heinrich selber wußte, daß man in einen ausgehungerten Wagen nicht zu viel Speisen auf einmal bringen soll, war ihre mütterlich beschützende Art gegen ihn nicht überslüssig. So herrlich mundeten ihm Speise und Trank nach den langen Entbehrungen.

Der Hund Bello, der in der Nähe die Bögel aufjagte, bekam auch noch seinen hübschen Teil, und nun Landsiedel Aleider wie andere Menschen trug, faßte das Tier Zutrauen zu ihm, wurden sie Freunde.

Vor allem drängte es Heinrich, der sorgenden Schützerin seinen Dank in bewegten Worten auszurichten. "Angela — Engel — sollten Sie eigentlich heißen!"

"Ich heiße Doia Angela", erwiderte sie lebhaft. "In puesto paese molte ragazze si chiamano Angela — ma io sono l'unica Doia.4 — Bater Ramen aus Deutschland mitgebracht."

"Ihr Bater war in Deutschland?"
"Als Steinmes viele, viele Jahre, und wur i

"Als Steinmet viele, viele Jahre, und nur im Winter a casa."⁵ Fortsetzung folgt.

Vom Rechnen und Lieben.

Von Alfred Huggenberger.*)

Beter Waßmann sitt im matten Licht der Hängelampe in der guten Stube des Schürhoses zu Gugelhut. In seiner Haltung und in seinem Wesen liegt die achtende Bescheidenheit ausgedrückt, die der Unbegüterte dem sichern Wohlstand schuldig zu sein glaubt; aber im Grunde der Augen blüht verstohlen ein Schimmer von Siegeszuversicht.

Nur verstohlen. Denn das Mädchen, das mit einer Hätelarbeit am andern Ende des Tisches sitzt, darf nicht wissen, wie es in ihm aussieht. Nicht ahnen darf sie, wie sein Herz schon über das bei ihr Erreichte frohlockt.

Einmal hat fie nicht rundweg nein gesagt, wie seine Mutter ihm, scheinbar ohne alle Hoffnung, schon mehrmals glaubte prophezeien zu müssen. "Die wird dann schon auf so einen Kleinbauern warten, dessen Bater noch vor wenig Jahren Bächter gewesen ist!" hat sie ihm immer wieder vorgeredet. "Bis du dich dreisach und viersach besonnen, hat die schon sang einen Keichern am Bändel. Die Schönste zu sein, das hat die weiß Gott gar nicht notwendig, wo doch jedes Kind in Siebenacker weiß, wiesviel der Schürhofer Went hinterlassen hat und daß nur ihrer Zwei zum Teilen sind. Dazu eine Waise. Bares Geld."

Beter hat ja ganz genau gewußt, daß ihn die Mutter mit ihren Reden nur aufstacheln und waß (gelüstig) machen wollte; und doch wäre ihm der verdeckte Zuspruch heut beinahe zum Berhängnis geworden. Als bescheidener Knirps hat sich dem Freiersmann auf dem Wege nach Gugelhut hinauf der Rleinmut rittlings auf den Nacken gesetzt und ist mit der Weile zu

einem dicken, schweren Kerl geworden, dessen Last Beter unter Keuchen und Seuszen trug. Eine gute halbe Stunde lang hat er im Baumgarten des Schürhofes troß der herbstlichen Kühle hinter einem Stamm gestanden. Er hätte es nicht sehr bedauert, wenn die hellen Stubensenster drüben plöglich dunkel und tot geworden wären. Denn für's erste ist das Schöntun vor Mädchen nicht seine starke Seite; und wie sollte er's denn erst da zuweg bringen, wo es ihm ja um etwas ganz anderes zu tun war?

Ja — wenn er die Lydia Gerteis von Ennetholz in der Schürhofftube gewußt hätte, mit der er vor acht Tagen im Hirchen in Lintbreiten getanzt, und die mit ihrem schwarzen Kraushaar und den schlimmen Kirschenaugen ein bischen Herreian ihm getrieben! . . Aber eben der Gedanke an Lydia hat schließlich den Ausschlag bei ihm gegeben. "Nein. Die soll mich nicht erwischen!" ist es ihm fast überlaut entschlüpft. Er hat sich derb in beide Ohren gezwickt und ist hineingegangen.

Und nun ist ja alles vorbei. Beter Waßmann hätte lächeln mögen, er muß sich Gewalt antun. So aufrichtig und eben hat er der Elise Went alles darlegen können, nachdem einmal die ersten mühseligen Worte heraus waren. Wahrhaftig, er hat sich selber über seine Beredsamkeit wundern müssen. Ein Glück, daß du nicht wie ein Uff' in sie verschossen bist, hat er heimlich bei sich gedacht, es wäre dir dann niemals dermaßen gelungen.

Nur die Bedingung — ja, eine Bedingung hat sie halt gemacht. Nun, sie hat ihm doch nicht gleich um den Hals fallen können: "Nimm mich, ich habe Tag und Nacht mit Schmerzen nach dir ausgeschaut!" Sie mußte sich vielmehr gelassen stellen, damit der Liebhaber an ihrer Sicherheit umsomehr erwarme. Das Hindernis hat sie ganz sicher nur geschaffen, um ihn ein wenig auf die Probe zu stellen.

Denn mit der Bedingung hat sie ja eigentlich an das Ja ein Nein gehängt; sie weiß genau, daß er diese nicht annehmen kann. Den Biehhandel aufstecken — für immer! Nein, das wäre ja, wie wenn man seinem jungen Leben den Gipfel abbrechen, wie wenn man ihm die Türe zu tausend angenehmen Möglichteiten, das schmale Pförtchen zu Prosit und selbsterhaschtem Wohlstand zumauern wollte!

Was nügte ihm dann der scharfe Blick, das Erbteil von seinem Großvater? Wozu hätte er sich Kniff' und Känke gemerkt? Das schmale Geldlein in seiner Hand ist langsam aber stetig gewachsen, und das hat seiner Seele je und je einen Ruck gegeben. Soll denn aus dem Schnecken nicht ein Gaul werden können? Ist er nicht eben deshalb heute nach Gugelbüt hinaufgekommen? Ein blankes Stück Geld in der Hand — was ließe sich da aus der Zukunst machen! — Und meint er es denn unredlich mit ihr? O nein, was ihm gelingt, gelingt ihm ja auch für sie. Wie kann sie ihm jest so unklug die Hände binden wollen!

Beter Waßmann rückt auf der breiten Wandbank unauffällig etwas nach der Tischecke hin, um an der Lampe vorbei nach seiner stillen Stubengenossin hinübersehen zu können. Elise bemerkt das wohl; sie tut aber nicht dergleichen, sondern bleibt mit den Augen gelassen bei der Arbeit. Da legt er sich Worte zurecht und bringt sie wieder wie vorhin bedächtig und nüchtern vor.

"Ist es dir denn ernst mit dem, was du gesagt hast? Du weißt doch, daß ich die paar Halbtage wohl erübrigen kann. Ja, wenn zum Lärchenboden mehr Land wäre. Und zukausen läßt sich nichts, es wäre denn, daß dein Bruder Arnold mir die Mooswiesen gäbe."

Er befinnt sich einen Augenblick, dann fügt er zögernd hinzu: "Auch das darf man wohl sagen: Dein Vater ist doch mit dem Handeln auch nicht schlecht gefahren."

Sie legt ihre Arbeit in das zierliche Körbchen, das neben ihr auf dem Tische steht und sieht eine Weile nachdenklich vor sich hin. "Es fragt sich jetzt halt nur", sagt sie endlich, etwas gedrückt aber geradeaus, "es fragt sich jetzt halt nur, ob du mich magst oder nicht."

Fortsetzung auf Seite 960.

¹ Zuerst die Milch. — 2 Langsam. — 3 Sie werden in Altanca mehr effen; es ist besser so. — 4 In diesem Land nennen sich viele Mädchen Angela — ich aber bin die einzige Doia. — 5 Zu Haus.

^{*)} Aus dem Roman "Die Frauen von Siebenacker".